7 Illustriertes Sonntagsblatt 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

(Fortsetzung.)

Im Steinbecker Walde sah es heute lustig aus. Auf dem Festplatze, der durch Fahnen, Guirlanden und Schilder gekennzeichnet worden war, hatte man Bänke und Tische aufgeschlagen und einige hübsche Zelte errichtet, deren Wimpel die Steinbeck'schen Wappenfarben trugen. Im Hintergrund des Platzes waren zwei primitive Herde errichtet, unter denen ein helles Feuer brannte, um den unvermeidlichen Kaffee zu bereiten.

Die jungen Offiziere, die Gastgeber, hatten sich natürlich pünktlich eingefunden und waren bereits vollständig versammelt. Die Festordner, durch bunte Schleifchen kenntlich, eilten gehetzt hin und her, musterten die Körbchen mit den Rosensträußen für die Damen, meinten, es seien Sachen vergessen worden, die nur noch nicht von den Wagen gepackt waren, und zankten in aller Eile — es ist unglaublich, wie viel Scheltworte sich in Sekunden verbrauchen lassen — mit den in strammer Haltung vor ihnen stehenden Ordonanzen.

„Wer in aller Welt ist nur auf den unseligen Gedanken gekommen, bei dem heutigen Abendbrot eine Hummermayonnaise reichen zu lassen? Der Oberst verdirbt sich regelmäßig den Magen daran und ich bin dann der Ableiter für seine verstimmten Nerven!" klagte der schneidige Adjutant.

„Legen Sie die Cigarre weg, Fähnrich," kommandierte ein Leutnant. „Thun Sie nur nicht, als ob Sie mit Ihren siebzehn Jahren die schweren Sorten so ohne weiteres vertragen könnten. Ich sage Ihnen, Sie haben eine jämmerliche Farbe, genau so, als wollten Sie vor unseren sichtlichen Augen eine Explosion veranstalten!"

„Wenn mein „Darling" bei unserm nächsten Rennen nicht den ersten Preis bekommt, lasse ich mich hängen!" schnarrte ein junger Herr, der der festesten Ueberzeugung war, daß die Menschen nur der Pferde wegen auf der Welt seien.

„Sagen Sie 'mal, mein Bester, das Hirn ist wohl sowieso nur eine unnütze Gewichtsvermehrung!" lachte Heinz Werner.

„Reden Sie mit mir! Sprechen Sie doch kein solches Blech!" sagte der siegessichere Sportsmann, der nicht begriff, warum seinen Worten solch rasendes Gelächter folgte.

Jetzt kamen die ersten Gäste, und die auf einer Anhöhe postierte Regimentskapelle blies Tusch.

Als der Herr Oberst erschien, wurde: „Heil dir im Siegerkranz" gespielt, welche Ovation der gestrenge Herr mit einem wohlwollenden Schmunzeln und einer kleinen drohenden Handbewegung, die seinem Adjutanten galt, entgegennahm.

Als einer der letzten fuhr Hellborn mit seinen Damen vor; die Brüder Werner und Graf Steinbeck — nebenbei bemerkt, auch ein Mitglied des Komitees — standen zu ihrem Empfang bereit. Heinz legte sofort Beschlag auf die glückstrahlende Paula, die, in eine Wolke von rosa Gaze gehüllt, sehr niedlich aussah und nur von Zeit zu Zeit etwas ängstlich nach Tante Ulrike blickte.

Ernst wollte, da Graf Steinbeck von Rechts wegen die ältere Dame auf den Festplatz hätte geleiten müssen, Anne-Marie den Arm bieten, als plötzlich Leo mit einer Verneigung an das junge Mädchen herantrat und um diesen Vorzug bat, während jener Graf Ellernburg, dessen Leo auf der Schlittenfahrt im Winter gegen seinen Vater Erwähnung gethan hatte, Tante Ulrike Ritterdienste leistete. Ernst hörte noch, wie Leo dem Freunde: „Nach oben, Arvid!" zurief, dann entschwebten die Paare, denen er an Onkel Hellborns Seite folgte.

Die zahlreiche Gesellschaft hatte bereits Platz genommen. Nach einiger Mühe gelang es denn auch Ernst, auf einer Bank Unterkunft zu finden. Als er nach Bekannten Umschau hielt, sah er am letzten Tische Tante Ulrikes pensee Haubenbänder leuchten; an einer der ersten Tafeln entdeckte er Leo mit Anne-Marie. Jedoch wie bewundernd auch seine Blicke auf der weißgekleideten Gestalt mit den roten Rosen im schmalen Goldgürtel ruhten, Muße, sie eingehender zu beobachten, blieb ihm nicht, da ihm sein Nachbar, der junge Sportleutnant von dem Stammbaum und den vielen Vorzügen „Darlings" genauen Bericht ablegte.

Nach dem Kaffee unternahm die ganze Gesellschaft einen Spaziergang um den See. — Auf dem Platze, den Ernst erworben hatte, schafften schon Arbeiter; die Fundamente der neuen Gebäude wurden bereits gelegt.

„Wissen Sie, daß Sie versprochen, die Aussicht für mich zu zeichnen?" fragte Leo, als er mit Anne-Marie unter der Buche stand, wo Ernst vor einigen Wochen die beiden jungen Mädchen getroffen hatte.

„Ach, Thorheit!" lächelte seine Begleiterin. „Das Versprechen war nicht so ernst gemeint!"

„Ich halte Sie strenge beim Wort! Seien Sie einmal offen! Haben Sie die Skizze wirklich noch nicht aufgenommen?" fragte er, sie fest anblickend.

„Nun ja, — aber —"

„Kein aber!" jubelte Leo. „Also muß ich sie haben!"



Großherzog von Sachsen-Weimar. (Mit Text.)
Amateuraufnahme von v. Cranach-Wartburg.

Sie standen ein wenig abseits von der Gesellschaft; die grünen Zweige der Bäume bildeten gleichsam ein Gitter, das sie vor neugierigen Augen schützte.

„Warum sind Sie so abweisend gegen mich, Anne-Marie?“ fragte er leise.

„Abweisend?“ Es zuckte schmerzlich um ihren Mund, während sie mit zitternden Fingern die Blumen in ihrem Gürtel zu befestigen suchte.

„Nun denn, viel, viel weniger freundlich sind Sie zu mir geworden!“ verbesserte er sich.

Er nahm die Mütze vom Kopf, schlang den Arm um einen Baumstamm und blickte sie schwermütig an.

Sie schüttelte das Haupt.

„Sie irren sich!“

„Wirklich, Anne-Marie, wirklich?“ Er nahm ihre Hand und hielt sie mit beinahe schmerzhaftem Druck fest. Sie entwand sie ihm dennoch.

„Ich muß Sie um etwas bitten!“ sagte sie leise, während in die großen, braunen Augen, die sich weit öffneten, ein feuchter, sehnsüchtiger Glanz trat.

Er neigte den hübschen, brünetten Kopf tief zu ihr hernieder.

„Sie haben Wünsche?“ lächelte er. „Und es steht in meiner Macht, sie zu erfüllen? Soll ich Ihnen sagen, wie glücklich mich das macht?“

„Ich möchte Sie bitten: kommen Sie nicht mehr so oft zu uns!“ flüsterte sie. „Ihr Besuch fällt auf!“

Er ward purpurrot; sein flammendes Auge suchte das ihre. Nun wandte sie sich zum Gehen.

„Nein, nein!“ keuchte er, ihr den Weg vertretend. „Ich will es wissen. Sie sind meiner überdrüssig geworden?“

„Um Gottes willen, — geben Sie mich frei, man kommt!“ flehte sie.

Er rührte sich nicht.

„Nehmen Sie Rücksicht auf die Welt, — meinetwegen!“ bat sie mit fliegendem Atem, da sich ihnen ein Teil der Gesellschaft bereits näherte.

Er trat sogleich zurück, bog die Zweige zur Seite, damit sie nicht ihr Gesicht streiften, und neigte sich vor ihr, wie vor einer Königin.

Rücksicht auf die Welt! O, Donnerwort, das noch immer zündete!

Ein alter Rittmeister, von dem es hieß, daß er nächstens werde abgehen müssen, schlug, um dem Herrn Oberst seine Rüstigkeit zu beweisen, einige Lustspiele vor. Einige korpulente Premiers widersetzten sich zwar stöhnend diesem Ansinnen, wurden jedoch überstimmt, worauf das Haschen und Jagen begann.

Während sich die jüngeren bei kindlichen Spielen vergnügten, gingen die älteren Herrschaften spazieren und langweilten sich mehr oder weniger. Zur Vesperzeit wurden einige Erfrischungen herumgereicht, — Eis, Wein und Bier, wobei zur höchsten Genugthuung der Ordonnanzen nur zwei Kleider ruiniert wurden.

Gegen Abend fand sich die ganze Gesellschaft wieder auf dem Festplatz zusammen.

Kurz vor Beginn der Tafel überflog der junge Graf Steinbeck noch einmal prüfenden Auges die gedeckten Tische, um zu sehen, ob man auch nicht vergessen hatte, vor den Couverts der Damen die Rosensträuße zu befestigen. Nachdenklich entfernte er eine geknickte Blüte vom Tischtuch. Seine Gedanken weilten bei Anne-Marie, mit der er seit der Unterredung unter der Buche nur noch einmal und zwar ganz flüchtig zusammengetroffen war.

„Sie that recht, mich zu warnen,“ dachte er, „ich muß Rücksicht nehmen, — Rücksicht! — Weiß Gott, es ist doch eine erbärmliche Welt!“ philosophierte er weiter. „Ich sehe, ich erkenne mein Glück und dennoch, — wenn ich es ergreifen will, wird mir immer wieder der Abgrund offenbar, der mich davon trennt!“

Heinz Werner trat zu ihm und bot ihm ein Glas von der soeben zubereiteten Erdbeerbowle an.

„Warum bist Du heute so schweigsam, Leo? Hat das Fest nicht Deinen Beifall?“ fragte er.

„O gewiß, mein Lieber! Ich denke nur darüber nach, wie einem freien Manne zu Mute sein mag?“

„Was soll das heißen?“

Heinz stellte das Glas auf den Tisch.

Leo seufzte.

„In dem ganzen Wust von Rücksichten steckt der moderne Mensch wie in einem Gefängnis!“ preßte er hervor.

„So sprenge die Fesseln!“ rief Heinz.

Leo schüttelte den Kopf, während er ernsthaft den Freund fixierte.

„Lache mich nicht aus, Heinz, aber ich denke zuweilen, es wäre das beste gewesen, ich wäre dazumal — bei unserer ersten Begegnung — drunten im See geblieben, wo er am tiefsten ist!“

„Du bist ein Thor!“ entgegnete Heinz mißbilligend. „Dünkt es Dich zu schwer, den gordischen Knoten zu lösen, nun gut, so zerhaue ihn! So sonderbar es auch vielleicht in meinem Munde klingen mag, aber ich habe noch immer vor keinen Menschen größere Hochachtung gefunden, als vor denen, die allein, auf sich und ihrer Hände Kraft angewiesen, ihren Weg durch die Welt fanden!“

Ueber Leos Gesicht flog ein schmerzlicher Schatten.

„Von solchem Holze bin ich nicht gemacht!“ sagte er leise.

Da traten einige Kameraden heran, und das Gespräch der Freunde war unterbrochen.

Hellborn hatte mit Frau Werner geplaudert, nun verließ er sie und ging zu seiner Schwester.

Fräulein Ulrike saß vor einem der Zelte auf einem Feldstuhl, bereits erschöpft von den genossenen Freuden des Tages und mit gelindem Entsetzen den noch bevorstehenden entgegensehend.

„Sag' einmal, Ulrike, hast Du Ellernburg ein Liebestränkchen eingeflößt?“ neckte der Bruder gutmütig. „Der hübsche Husar ist den ganzen Nachmittag nicht einen Augenblick von Deiner Seite gewichen!“

„Spotte nicht, Heinrich!“ klagte Ulrike. „Mir ist gar nicht zum Lachen zu Mute. Ich kenne den Grund seiner Ritterlichkeit. Er bewacht mich, damit seine Freunde bei unseren Mädchen freies Spiel haben. Ich habe schon viel ertragen im Leben; daß ich mir aber auf meine alten Tage von einem solchen Grünschnabel muß den Hof machen lassen, ist das Greulichste von allem!“

Hellborn lachte.

„Nun, so arg wird er es wohl nicht getrieben haben!“

„Arg genug, Heinrich!“ seufzte die Schwester. „Hast Du übrigens Paula nicht gesehen? Seit unserer Ankunft ist sie mir völlig entschwunden!“

Ja, wo war Paula?

Sie saß auf einer Moosbank, zerpflückte zerstreut einige Blüten und blickte, wenn sie aufsah, direkt in die strahlenden Augen Leutnant Werners, der ihr versicherte, daß sie in seinem Leben die Einzige sei, die je wirklichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Und sie? Nun, sie glaubte ihm. Das Vertrauen eines jungen Mädchens geht eben weit. Das Wunderbare an der Sache war auch das nicht, sondern vielmehr nur, daß Heinz selbst in diesem Augenblick wirklich glaubte, was er sagte.

Und was er ihr sagte, war ganz danach angethan, die reizendste kleine Hexe, die sie war, in eine Verwirrung zu versetzen, die den selbst bildhübschen jungen Husar erst vollends außer Rand und Band brachte.

Heinz war heute ganz und gar in der Stimmung, Paula das in den Kopf zu setzen, was Fräulein Ulrike auf ihre drastische Art mit „Dummheiten“ bezeichnete.

Aber wenn die Tante das auch ahnte, dafür, daß sie wenigstens davon nichts hörte, war gesorgt. Schon flog ihr getreuer Seladon Ellernburg heran, beugte seine sechs Fuß lange Gestalt vor der kleinen Dame und führte sie zu Tisch und zwar an einen Platz, von wo aus sie beim besten Willen, selbst mit Hilfe der schärfsten Brillen, ihre Schutzbefohlenen nicht entdecken konnte.

Die Plätze an der Tafel waren durch Zettel bezeichnet. Graf Leo hatte Ellernburgs Schwester, die schneidige kleine Lotti, geführt, hatte aber dafür gesorgt, daß an seiner anderen Seite Anne-Marie zu sitzen kam, die den des Rauchens unkundigen Fähnrich zum Herrn hatte.

Im Anfang war Leo sehr schweigsam. Die Komtesse, in ein Kostüm aus dem neuesten englischen Lodenstoff gekleidet, trug allein die Kosten der Unterhaltung, was ihr jedoch nicht schwer zu fallen schien. Lotti nahm nämlich ein unbegreifliches Interesse an allen Menschen, kannte die Lebensschicksale aller derjenigen, denen sie in irgend einer Gesellschaft ganz oberflächlich begegnet war, wußte von allen Neuigkeiten das neueste, — freilich nicht immer das richtigste, — auch von solchen Sachen, die einen Stich ins Pikante hatten, und fühlte bei ihrem guten Herzen das sehr begreifliche Bedürfnis, auch andere weniger Unterrichtete an ihrem reichen Wissen teilnehmen zu lassen.

„Haben Sie gehört, Graf, daß sich mein Vetter Alfred, Sie wissen schon, der von den achten Dragonern, verheiratet hat?“ fragte sie, nachdem sie an einigen Anwesenden ihre Kritik geübt hatte. „Sie hat nichts, er hat nichts! Es ist das der reine, bare Unsinn!“

„Ich denke, er besitzt ein Gut in Ostpreußen?“ antwortete Leo, der ihr nur mit halbem Ohr zuhörte.

„Nun ja, dem Namen nach, das heißt, es ist nämlich rasend verschuldet und seine Schwester muß er auch noch erhalten!“ sagte die offenherzige, kleine Komtesse. „Seine ganze Familie riet ihm zu, er solle eine reiche Partie machen; ja, sie hatte sogar schon die Frau für ihn bestimmt, im Vertrauen gesagt, es war meine Freundin, Anny von Brinkwitz. Sie wissen, ihre Mutter, die Tochter des Bankiers Ohlen, war sehr wohlhabend — man sprach von einer Million — ich glaube, Thaler — indessen, das will ich nicht so genau behaupten, es sind doch vielleicht nur Mark gewesen. Also, was wollte ich sagen? Ach so! Fred sollte eine gute Partie machen, und was thut er thörichterweise statt dessen?

Er nimmt ein ganz armes Mädchen, zieht die bunte Uniform aus und quält sich auf seiner Scholle an der russisch-polnischen Grenze, — ich glaube nämlich, daß es die russisch-polnische Grenze ist, denn das Gut hat einen so unaussprechbaren Namen, — schlimmer als irgend einer seiner Taglöhner. Und Alfred war immer ein so gemütlicher, phlegmatischer Mensch, dem ich, unter uns gesagt, eine solche Dummheit gar nicht zugetraut hätte!"

Leo lächelte.

„Unter uns gesagt, Komtesse, Ihr Vetter mit seiner romantischen Liebesheirat gefällt mir!"

„Ach, gehen Sie, bedauern Sie ihn lieber! Ich versichere Ihnen, die Romantik in diesem Falle ist die reine, bare Prosa!"

„Die Damen sollen leben! Hoch, hoch!"

Der Herr Oberst hatte soeben einen schwungvollen Toast auf die lebenden Blumen an der Tafel ausgebracht. Lustig klangen die Gläser aneinander.

Leo neigte seinen Kelch zu Anne-Marie hinüber.

„Auf gute Freundschaft!" flüsterte er mit heißen Blicken.

Glücklicherweise vertraute jetzt Komtesse Lotti ihrem Nachbar zur Rechten an, auf welche Weise ihr Vetter Alfred sich verheiratet habe, dank welchem Glücksfall Leo sich ungestört seiner andern Tischdame widmen konnte.

In der Ferne erklang das schöne Lied: „Noch ist die schöne, wonnige Zeit, noch sind die Tage der Rosen."

Und auch Anne-Marie wollte die Wonnen des Augenblicks ohne alle Nebengedanken genießen. Sie ward plötzlich förmlich übermütig, scherzte und lachte und bemerkte dabei glückselig, daß Leos Augen mit offenkundiger Bewunderung auf ihr ruhten.

Lotti erzählte: „Das Schicksal des jungen Paares ist Arbeit und Entbehrung. Und warum haben sie sich geheiratet? Aus Liebe! Ich bitte Sie, einen dümmeren Grund, sich gegenseitig unglücklich zu machen, kann man doch wirklich nicht finden!"

Da spielte die Regimentskapelle: „An der schönen blauen Donau." Die Jugend sprang auf und Leo, der unvergeßliche Leo, überließ Lotti Ellernburg ihrem Schicksal, das heißt, dem rosigen Fähnrich, und wiegte sich mit Anne-Marie auf den Wellen des Walzers.

Ernst Werner war kein großer Tänzer. Müßig schlenderte er an dem durch bunte Lichter und Lämpchen erhellten Tanzplatz umher. Als er jedoch bemerkte, daß ein kleiner Backfisch, nebenbei bemerkt, die Tochter des Gutsbesitzers Braun, das unglückliche Schicksal hatte, sitzen geblieben zu sein, holte er sie gewissenhaft aus ihrem Schmollwinkelchen hervor. Leider kamen sie nicht in Takt.

„Ich bedaure sehr!" stotterte Ernst, mitten auf dem Platze innehaltend.

„Ich habe aber erst im vergangenen Jahre Tanzstunde gehabt!" bemerkte der naseweise Backfisch.

„So liegt die Schuld also an mir," lachte Ernst belustigt, „denn ich muß gestehen, ich habe in meinem Leben keine Tanzstunde genommen!"

Als er darauf zu seiner Mutter trat und hörte, daß sie gern heimfahren wollte, gab er ohne weiteres Befehl zum Anspannen.

Tante Ulrike, jetzt endlich ohne Ellernburg, wäre ebenfalls gern nach Hause gefahren, durfte jedoch ihrer tanzlustigen Pflegebefohlenen wegen diesem Herzenswunsche nicht folgen. So lehnte sie sich seufzend in den Sitz zurück und rieb sich die müden Augen, und flog das rosa Kleid Paulas oder das weiße Anne-Maries vorüber, so haderte sie mit dem ungerechten Schicksal, daß sie, die alte Jungfer, Ballmutter spielen mußte.

Ernst lenkte sein Gefährt selbst. Die zierlichen Jucker flogen förmlich über den weichen Waldboden dahin; die Sterne der Sommernacht blinkten hernieder, und in der Ferne verklangen die Töne des lustigen Walzers.

Und so auch war es Ernst, als führe er in die Nacht des Lebens hinaus und hinter ihm versänke ein schöner, goldiger Traum, den er geträumt hatte.

12.

Fräulein Ulrike hatte sich dem jungen Werner gegenüber einmal mit dem Drachen verglichen, der den Schatz Paula bewache, und Heinz Werner, um das Märchen vollständig zu machen, wollte der kühne Ritter sein, der die gefangene Prinzessin befreite. Das war nun zwar recht hübsch gedacht, indessen sollte es doch mit der Ausführung hapern.

Als Heinz um Paulas Hand anhielt, sagte ihm Hellborn mit seinem gemütlichsten Lächeln, daß er sowohl wie seine Erkorene noch viel zu jung seien, um sich schon jetzt fürs Leben zu binden.

Nun sprach Heinz von seiner grenzenlosen Liebe und schwur, daß er nicht ohne das Mädchen leben könne.

„So, meinst Du? Nun, mein lieber Junge, das laß uns doch einmal probieren!" sagte Hellborn, noch immer gemütlich.

Als aber Heinz auffuhr, er sei nicht zu Scherzen aufgelegt und wolle ernsthaft genommen werden, verschwand das Lächeln aus Hellborns Zügen.

„Gut, Offenheit gegen Offenheit!" erwiderte er. „Sieh, Du bist ein liebenswürdiger Gesellschafter, Du magst auch ein flotter Offizier und vortrefflicher Kamerad sein. Alle diese an und für sich ganz guten Eigenschaften bieten mir aber keine Garantie für das Lebensglück meiner Mündel, an der ich Vaterstelle vertrete."

„Aber was soll ich denn thun, um Dir Beweise für meinen guten, ehrlichen Willen zu geben?" stieß Heinz hervor. „Soll ich den Dienst quittieren? Ich bin dazu bereit. Ich will Dir zeigen, daß es mir durch meiner Hände Arbeit möglich ist, Paula ein Heim zu bieten!" fuhr er fort, bemüht, in die Worte so viel Würde wie möglich zu legen.

Aber Hellborn schüttelte einzig den Kopf dazu.

„Mein lieber Junge, welche Idee!" sagte er. „Du hast keine Ahnung davon, was dazu gehört und was das heißen will, sich allein durch die Arbeit seiner Hände zu ernähren."

„Nun, hier ist das vielleicht nicht so ohne weiteres möglich," sagte der junge Mann. „Aber die Welt ist ja groß und es giebt schöne, gesegnete Länder, wo man sich mit geringen Mitteln ansässig machen kann und dann nur zu säen braucht, um unermeßliche Reichtümer zu ernten. Ich habe neulich eine Beschreibung von Port Natal gelesen, und ich muß gestehen, ich hätte die größte Lust, dorthin zu gehen, um dann in ein, zwei Jahren als Millionär wiederzukommen. Nicht wahr, Onkel, dann würdest Du mir Paula doch geben?"

Hellborn hatte zuerst gelächelt, doch als er in das hübsche, junge Gesicht sah und die strahlenden Augen so treuherzig bittend auf sich gerichtet fühlte, ward er plötzlich nachdenklich.

Heinz liebte Paula aufrichtig und hatte jetzt gewiß die feste Absicht, sie glücklich zu machen. Wenn nur aber nicht zwischen Absicht und Ausführung eine Kluft bestände, eine Kluft, über die Heinz bei seinen Charakteranlagen vielleicht doch nicht die Brücke würde schlagen können!

„Hast Du Dich ihr schon erklärt?" fragte Hellborn, nachdem er einige Male im Zimmer auf- und abgegangen war. „Das ist mir lieb!" fuhr er fort, als er eine verneinende Antwort erhielt. „Ich bitte Dich, auch jetzt über Deine Gefühle ihr gegenüber zu schweigen. Die Auswandergedanken aber gieb ganz entschieden auf, Heinz."

Er setzte sich und blickte den jungen Mann, der sehr rot und verlegen aussah, wohlwollend an.

„Mein letztes Wort in dieser Angelegenheit ist übrigens noch nicht gesprochen, junger Brausekopf!" sagte er freundlich. „Wenn ich nämlich sehe, daß Du dem Mädchen ohne bindendes Versprechen treu bleibst, so können wir in einigen Jahren, wenn Du älter und verständiger geworden bist, auf unser heutiges Gespräch zurückkommen. Natürlich will ich Deinen Verkehr mit Paula nicht gänzlich abschneiden, doch es wäre vielleicht gut, Du schränktest ihn vorläufig ein wenig ein!"

So hatte Hellborn gesagt und Heinz, der am Abend des Tages als einziger Gast in einer Weinstube zu Neustadt saß, fand Muße und Zeit, sich diese Worte zu überlegen. Dabei ward er immer unmutiger und erregter, wie fleißig er auch dem schweren Weine zusprach, den er sich hatte geben lassen, um seine Stimmung zu verbessern.

Gegen Mitternacht machte er sich auf den Heimweg. Die Sommernacht mit ihrer Ruhe und ihren Sternen weckte in ihm wieder Gedanken an Paula, das reizende, liebe Geschöpf, das ihm ein widriges Schicksal nicht gönnte. Da traf er plötzlich an einer Straßenecke Kläre Feldmann.

Sie erzählte ihm, sie kehre von einer Landpartie zurück, und beklagte dabei, daß sie ihren Hausschlüssel vergessen habe.

Dies unerwartete Zusammentreffen versetzte Heinz wieder in gute Laune; er reichte, da die Gasse bereits völlig menschenleer war, dem schönen Mädchen den Arm, lachte und plauderte mit ihr und vergaß gänzlich, daß er noch vor einer halben Stunde das Leben gründlich verwünscht hatte. Ja, als er dann die Hausthür aufschloß, bat er sich sogar eine Belohnung dafür aus, daß er, wie er sagte, sich als Retter in der Not erwiesen habe.

Im Hausflur brannte noch eine Lampe, bei der Heinz seine Begleiterin genauer mustern konnte, als in dem unsichern Licht der Laternen. Sie hatte einen hellen Spitzenshawl über das wellige Haar geschlungen, was die wirksamste Umrahmung für das schöne Gesicht war. Als sie den leichten Umhang zurückwarf, kam ein gelbes Sommerkleid mit grellrotem Samtbesatz zum Vorschein, das alle Vorteile ihrer herrlich gewachsenen Figur zur vollen Geltung brachte.

Sie bemerkte die bewundernden Blicke des jungen Mannes und lächelte, und auch stärkere Sinne, als die des guten Heinz, hätten diesem Lächeln nicht stand gehalten. Er hob den Sonnenschirm auf, der zu Boden geglitten war, und während er ihn ihr überreichte, öffnete sich eine Thüre, aus der das unangenehme Gesicht Max Feldmanns auftauchte.

Mit einem hastigen: „Gute Nacht!" entschwand das Mädchen, während er, plötzlich ernüchtert, die Treppe zu seiner Wohnung



Wilhelm Ernst, Großherzog von Weimar.

emporstieg. Der Verlobte der schönen Kläre aber ballte die Faust und sandte ihm einen ingrimmigen Blick nach.

Heinz war nach der Unterredung mit Hellborn wirklich sehr viel ernster geworden. Die Worte des väterlichen Freundes, die zuerst nur seinen Unmut erregt hatten, schien er mit der Zeit anders und zwar richtiger zu beurteilen. Sonst hatte er die Abende in lustiger Gesellschaft verzecht; jetzt verbrachte er sie zumeist in seinem Zimmer, las oder studierte wissenschaftliche Werke. Die Tage füllten sommerliche, militärische Uebungen gänzlich aus und boten genügenden Vorwand dafür, daß er Greinshagen jetzt gänzlich mied. Er bemühte sich, Hellborn allen Ernstes zu beweisen, daß in ihm noch etwas Besseres stecke, als ein gewandter Gesellschafter und liebenswürdiger Kamerad.

In Kremzin hatte man jetzt viel zu thun. Zuerst mit der Ernte, und als dann diese zum größten Teil in den Scheuern geborgen war, wurde Ernsts Zeit von neuem durch die Beaufsichtigung des Baues der Sägemühle in Anspruch genommen.

So oft er sich aber auch morgens in den Wald begab, stets nahm er den Weg durch das Dorf, der zwar ein wenig weiter war, der jedoch direkt am Pfarrhause vorbeiführte. Er wußte, daß Anne-Marie gleich nach dem Frühstück die Rosenbäumchen im Vorgarten tränkte, und pünktlich um acht Uhr sah er sie, die Gießkanne in der Hand, hinter dem kleinen Staket hantieren. Dann schlug ihm das Herz schneller, und doch wechselten sie meist nur den Morgengruß und einige gleichgültige Worte miteinander.

Wie gern hätte Ernst sie in ein längeres Gespräch verwickelt, und wie geschickt wußte sie ihm immer unter irgend einem Vorwand zu entschlüpfen, was der junge Mann für mädchenhafte Schüchternheit hielt. — Und doch färbte nicht ein Schimmer des Errötens ihr Gesicht, wenn er in seine Rede einen wärmeren Ton legte, oder wenn einer seiner bewundernden Blicke sie traf.

„Ahnt sie wirklich nicht, was mich tagtäglich hier vorüberführt?“ dachte er dann, besorgt über die gleichmäßige Ruhe ihres Wesens. — Nicht doch, — sie mußte es ja wissen.

Und als sie nun heut die Unterhaltung, die er beginnen wollte, von vornherein lahm legte, indem sie, sich mit einer eiligen Arbeit entschuldigend, in das Haus eilte, schaute er ihr lange sinnend nach, ehe er seinen Weg fortsetzte.

„Morgen frage ich sie bestimmt,“ murmelte er.

Ernst war durchaus nicht eitel. Selbst während seiner rosigen Primanerzeit war es ihm nie geglückt, sich wie Heinz in dem angenehmen Bewußtsein zu wiegen, daß er eigentlich für alle weiblichen Herzen unwiderstehlich sei. Allein da er gewohnt war, alles kritisch zu betrachten, so sagte er sich, daß er im Grunde genommen den meisten Mädchen als Freier nicht unwillkommen sein dürfte. Er aber hatte nie an eine andere Frau, als an Anne-Marie gedacht, die ihm schon lieb geworden war, als sie noch kurze Kleider und Hängezöpfe trug.

In ihr Herz konnte er nicht sehen, doch selbst an die Möglichkeit, daß es nicht mehr frei sein könne, dachte er nicht. Ueberdies kannte er den Umgangskreis in ihrem Vaterhause. Junge Männer befanden sich nicht darunter, wenigstens nicht solche, die ihm hätten gefährlich werden können. An Leo Steinbeck dachte er nicht. Warum auch? Steinbecks, zum mindesten gesagt, sehr mißlichen Verhältnisse waren allbekannt. Außerdem war es kein Geheimnis geblieben, daß die Gräfin mit der Verbindung ihres einzigen Sohnes ehrgeizige Pläne verfolge. Daß aber Anne-Marie das alles wußte und kannte und trotzdem, durch den Zauber von Leos Persönlichkeit besiegt, diesem ihr Herz zugewandt hatte, das ahnte er freilich nicht.

„Morgen frage ich sie!“ hatte Ernst gesagt, und nun war aus dem „morgen“ ein „heute“ geworden.

Es war ein Sonntag, nicht schön und klar, sondern ein etwas trübseliger Regentag anfangs August.

Einzelne gelbe Blätter fielen von den Bäumen, der Regen rauschte, und eintönig klang das Geräusch der Dachtraufe durch die sonntägliche Stille.

Ernst saß in seinem Zimmer, versuchte vergeblich, seine Gedanken auf das neuerschienene Buch über Bodentheorie zu richten, das auf dem Schreibtisch lag, und sah von Zeit zu Zeit prüfend nach den grauen Wolken, ob der Himmel denn nicht endlich ein Einsehen haben werde.

Und wirklich, er hatte ein Einsehen!

Gegen Mittag kam die Sonne hervor, vergoldete die Fenster und blitzte ein wenig in dem kleinen Spiegel, vor dem Ernst stand, um sich die widerspenstige Krawatte zu befestigen. Zum erstenmal in seinem Leben ärgerte er sich über den häßlichen Leberfleck unter dem linken Auge.

Er sah sich, ehe er aus der Thür ging, noch einmal im Zimmer um; dabei bemerkte er, ebenfalls zum erstenmal, daß die Tapeten verblaßt und überhaupt recht unschön waren.

„Es wird anders werden, wenn Anne-Marie kommt,“ dachte er, die Thür ins Schloß drückend.



Das abgebrannte Hotel Axenstein oberhalb Brunnen am Vierwaldstätter See. (Mit Text.)

Pastor Grosse war noch nicht von seinem Filial heimgekommen, als Ernst das Pfarrhaus betrat. Anne-Marie war im Wohnzimmer; sie saß vor dem Flügel, sich selbst zum Gesange begleitend. Da Ernst nicht stören wollte, blieb er im Nebenzimmer, doch hörte er, weil die Thür halb offen stand, deutlich die Worte des Liedes. Anne-Marie sang:

„Der Wind ins Rohr sich bettet,
Das leis im Schlafe spricht;
Der Mond die Wolken glättet;
Da tritt der See ins Licht.

Welch Wogen und welch Quellen,
Welch Wandern ohne Ruh;
Es streben seine Wellen
Dem fernen Ufer zu.

Doch kaum, daß sie erreichen
Des Ufers grünen Rand,
So müssen sie entweichen
Und and're zieh'n ans Land.

Mit leisem Rauschen klagen
Sie dann dem schwanken Ried:
Entsagen, ach, entsagen,
Das ist das alte Lied.

Mein Herz, nun laß dein Streben,
Du siehst's an diesem Bild,
Noch immer hat das Leben
Dein Hoffen nicht erfüllt.

Und doch, — du stehst betroffen,
Die Welle weiter zieht, —
Nicht läßt das Herz vom Hoffen:
Das ist das alte Lied!"

„Nicht läßt das Herz vom Hoffen!" sagte da drinnen Leo Steinbeck, seinen Arm um das schöne Mädchen schlingend, das noch immer vor dem Flügel saß. „Nicht wahr, Anne-Marie? Wir sind beide jung, wir lieben uns und wir hoffen, — das ist unser Glück!"

Ihr Kopf ruhte einen Augenblick an seiner Brust, doch Ernst sah, daß sie sich schnell aus den sie umfangenden Armen befreite.

„Nicht so, Leo, das dürfen Sie nicht!" sagte sie, während sie sich erhob. „Es ist ungerecht, daß ich ein Geheimnis vor meinem Vater habe und sein Vertrauen täusche. Er ahnt nichts von unserer Liebe, — ich schwieg, weil Sie es wünschten, — und doch mache ich mir Vorwürfe, täglich, stündlich—"

„Aber ist es denn ein Verbrechen, daß ich Dich liebe, Dich anbete?" rief Leo leidenschaftlich, indem er ihre Hände ergriff und sie mit zärtlichen Küssen bedeckte. „Glaube mir, ich werde Dich mir erringen, trotz- und alledem! Habe nur Geduld, mein Lieb! In den nächsten Tagen denke ich, mit meinen Eltern zu reden. Sie werden erstaunt sein, aber sobald sie Dich gesehen und Dich kennen gelernt haben, werden sie meine Wahl billigen. Ich kann nicht ohne Dich leben, Anne-Marie, ich — —"

Ernst klinkte die Thür ins Schloß und ging im Sturmschritt die Dorfstraße hinunter, weiter und weiter ....

Erst am Abend kehrte er nach Hause zurück. Eine Viertelstunde vor dem Dorfe stieß er auf Hellborn, der nach ihm Ausschau zu halten schien.

„Mein lieber Junge, das ganze Haus ist in voller Aufregung über Dein langes Ausbleiben. Was hattest Du denn heute zu thun?" rief schon von weitem der alte Herr, der Mittag und Nachmittag in Kremzin zugebracht und sich während der letzten Stunden wirklich gesorgt hatte.

Zum erstenmal in seinem Leben log Ernst mit Bewußtsein.

„Ach, ich vergaß gänzlich, zu sagen, daß ich heute in Braunsfelde Besuch machen wollte," erwiderte er so harmlos wie möglich. „Das halbe Stündchen Weg legte ich natürlich zu Fuß zurück. Und als ich dort war, mußte ich wohl oder übel über Mittag bleiben, so daß ich mich schließlich verspätete."

(Fortsetzung folgt.)



Reisekarte des projektierten Nicaraguakanals und seiner Umgebung. (Mit Text.)

Eine Liebesprobe.

Novellette von Heinrich Vogel. (Schluß.)

Max erfaßte dabei in seiner Ekstase Hans so derb an den Schultern, daß dieser laut aufstöhnte:

„O weh — oh! — Mensch, bist Du toll?“ schrie er sodann aus Leibeskräften, denn die Geschichte fing an, ihm unbehaglich zu werden. „Beruhige Dich doch nur ein wenig,“ bat er, „ich will Dir ja mit Wonne zu jeder Schandthat behilflich sein. Aber zum Kuckuck, Du zermalmst mir ja mein Schulterblatt!“

Er ächzte schmerzvoll.

Max ließ sein Opfer fahren. Er erwachte aus seinem Taumel und mußte sich ob seiner Wildheit schämen; dann verzog er unwillkürlich das Gesicht zum Lachen — aber er war zu allem eher, als zum Lachen gelaunt.

„Du wirst so gut sein und gleich einen formvollen Brief schreiben, Du Mann der Feder, einen Brief diskreten Inhalts, den ich Dir übrigens in flüchtigen Umrissen angeben will,“ erklärte nun Max. Seine Worte, besonders aber der Gesichtsausdruck, mit welchem Max sie gesprochen hatte, waren in der That geeignet, Hansens angeborene Spottsucht von neuem herauszufordern. Er brach in ein heftiges Lachen aus.

„Mir scheint gar, Du siehst in mir eine Art Louise Miller!“ rief er aus. „Nein, Freund, nichts für ungut, aber „Kabale und Liebe“ lasse ich mit mir nicht spielen!“

„Hans — zum letzten Male: wenn Du mich nicht allen Ernstes böse machen willst, so thue, was ich Dich geheißen — aber schnell!“ herrschte Max und ballte krampfhaft die Fäuste.

Hans, eingedenk der früheren unsanften Berührung, griff unwillkürlich nach seinen Schultern. Dann setzte er sich rasch an den Schreibtisch.

„Gut,“ sagte er resigniert, „ich schreibe.“ Max begann nun durch gut zwanzig Minuten hindurch zu diktieren und Hansens Feder brachte das Diktando in formvoller Fassung, hie und da vom Original abweichend, zu Papier. — Endlich waren sie fertig.

„Jetzt lies mir den Brief vor!“ befahl Max in herrischem Ton.

Hans las:

„Hochgeschätztes, verehrtes Fräulein!

Endlich ist es mir gelungen, das Inkognito zu lüften, welches Sie bisher für mich und mein Augenbild umgab: es ist meinen andauernden Nachforschungen gelungen, Ihren Wohnort ausfindig und alles Nähere über Sie, hochverehrtes Fräulein, in Erfahrung zu bringen. Ich kenne und bewundere Sie schon längere Zeit, ohne daß es mir bisher ein neidisches Geschick möglich gemacht hatte, mit Ihnen, hochverehrtes Fräulein, bekannt zu werden. Nun mir aber geglückt ist, was ich oben angedeutet habe, begrüße ich diesen Umstand mit Freuden. Da er mir Gelegenheit giebt, mich Ihnen, hochverehrtes Fräulein, in Ergebenheit zu nähern und Ihnen unumwunden gestehen zu können, daß ich es für die herrlichste Fügung meines Geschickes betrachten würde, wenn Sie willens wären, mich zu Ihrem Gemahle zu erwählen. Freilich bin ich weit davon entfernt, von Ihnen, hochverehrtes Fräulein, verlangen zu wollen oder Ihnen zuzumuten, daß sie schnurstracks einem Unbekannten Vertrauen entgegenbringen sollen. Was ich mir aber in tiefster Ergebenheit zu erbitten gestatte, ist eine Besprechung mit Ihnen, hochgeschätztes Fräulein, im Beisein Ihrer sehr verehrlichen Mama und zwar in erster Linie zu dem Zwecke, um sie über den Ernst meiner Absichten und davon überzeugen zu können, daß ich — falls ich Ihnen nicht gänzlich mißfallen sollte — angesichts meiner nicht unangesehenen socialen Stellung und eines mir zur Verfügung stehenden, nicht unbedeutenden Vermögens — in der Lage bin, in eine sofortige Ehe einwilligen zu können.

In der freudigen Erwartung, daß mir das hohe Glück zu teil wird, Sie, hochgeschätztes Fräulein, und auch Ihre sehr verehrliche Frau Mama morgen, Freitag, um vier Uhr nachmittags beim Konstantinhügel im Prater begrüßen zu dürfen, zeichne ich

als Ihr tiefergebener

Hofrat Ritter von R . . .“

Als Hans den Brief zu Ende gelesen, atmete er erleichtert auf.

„Ich denke, daß Du mich nun genug gequält und tyrannisiert hast,“ sagte er dann, „und hoffe, daß Du mich nunmehr verschonst, denn sonst kommt an mich die Reihe, mich tief unglücklich zu fühlen.“

„Nun, so gieb her. Couvertieren und aufgeben werde ich mir den Brief schon selbst,“ sagte Max mit zufriedenem Lächeln.

„Das ist wirklich sehr gütig von Dir,“ entgegnete Hans ironisch. „Und sonst hast Du gar nichts mehr am Herzen?“

„Nein, gar nichts,“ lachte Max, „und nun sei mir gegrüßt, altes Haus,“ und er preßte die dargebotene Hand Hansens derart, daß dieser einen neuen Weheruf ausstieß.

„Ein andermal wieder!“ schrie er und schlug wütend die Thür hinter seinem davoneilenden Freunde zu. —

Max stürmte die Treppe hinab und eilte auf das nächstgelegene Postamt, wo er den Brief „eingeschrieben“ an Irma aufgab. Dann schlug er gedankenvoll den Heimweg ein.

Seine Mutter empfing ihn mit Verwunderung. „So früh heute?“ fragte sie, „warum bist Du nicht bei Irma geblieben, wie alle Abend?“

„Ich habe meine Gründe,“ sagte er kurz.

Frau Sommer horchte auf und sah ihn forschend an. „Hat es etwas gegeben?“ sagte sie dann, „hast Du Dich mit ihr entzweit. Bist Du ihr etwa —“

Im stillen hoffte sie, Irma möchte ihm ob einer Ursache verleidet worden sein — für immer!

„Aber nein,“ versetzte er, „ich war gar nicht dort und gehe heute auch nicht hin.“

„Ah! Und warum?“

„Weil ich ihr Zeit und Muße gönnen will zur Ueberlegung. Ich habe nämlich eine kleine Aktion, eine Art Intrigue, eingeleitet, die mir über Irmas Charakter und Gefühle totale Gewißheit verschaffen soll. Ich bin gespannt, zu sehen, ob Du recht hast, Mutter, oder ob Irma wirklich jene Perle ist, für welche ich sie halte.“

„Du hast — — was hast Du?“ forschte die Mutter sehr neugierig. „Sprich Dich aus!“

„Binnen vierundzwanzig Stunden wird es sich entscheiden,“ versetzte Max, „und ich will hoffen, daß Du sehr, sehr Dich getäuscht hast. Hör' an!“

Er rückte sich einen Sessel zur Mutter heraus, erzählte ihr die soeben gehabte Episode.

* * *

Der nächste Tag war gekommen. Max hatte eine fast schlaflose Nacht verbracht. Seinen Dienst im Bankbureau versah er so zerstreut, daß es Erstaunen und Verwunderung erregte. Er aber kümmerte sich nicht darum, sondern dachte nur an Irma und den Erfolg, den sein fingiertes Schreiben haben werde. Er konnte den Nachmittag gar nicht erwarten, so ungeduldig war er. Mit bleierner Langsamkeit schlichen die Viertelstunden dahin — jede eine Ewigkeit. Endlich schlug es drei — das Ende der Dienststunden. Aufatmend verließ er das Bankgebäude und flog gegen den Prater zu. In kaum einer halben Stunde hatte er sein Ziel, den erbetenen Rendezvousplatz — den Konstantinhügel, erreicht. Es war halb vier Uhr. Noch fehlte eine halbe Stunde. Er schritt die Allee ein Stück hinauf, machte Kehrt, ging zurück, dann wieder hinauf, bis es vier Uhr wurde. — Von Irma und deren Mutter keine Spur. Es verging eine Viertel-, eine Stunde, es wurde fünf Uhr. Nichts! Von den beiden Damen keine Spur. Lauter fremde Gesichter! Seine Geduld war erschöpft. Aber auch die außerordentliche Aufregung, die ihn ununterbrochen beherrscht, begann sich zu legen. Eine angenehme, wohlthuende Beruhigung zog in seine Brust ein. Waren sie bis jetzt nicht gekommen, so kamen sie nie, nie mehr. Irmas Unschuld und Treue war erwiesen. Und alles falsch, verleumderisch, was andere über sie sagten!

Er hätte aufjubeln mögen. Aber nein — noch durfte er sich nicht seiner frohen Zuversicht ganz hingeben! Noch war er nicht ganz überzeugt. Klarheit besaß er noch nicht völlig! Vielleicht waren sie verhindert, oder sie hatten sich verfehlt . . . Er mußte schleunigst hin zu ihnen — sehen, ob Irma daheim war und zu ermitteln trachten, wie sie den Brief aufgenommen. War sie wirklich treu und lauter, so mußte sie ihm von selbst alles sofort gestehen.

Und nun flog er den Weg zu Irma dahin. Als er aus dem Prater gekommen war, bestieg er ein Fuhrwerk und hatte bald das Haus, wo Irma wohnte, erreicht. Leise öffnete er die Wohnungsthüre — sie war unversperrt — schritt durchs Vorzimmer und blieb vor der zweiten Thüre, die ins Wohnzimmer führte, einen Moment stehen. Hier horchte er, denn er vernahm laut lebhaftes, erregtes Stimmengewirr. Er unterschied das Weinen Irmas, das Poltern und Schimpfen des Vaters und die versöhnende Stimme der Mutter. Er ahnte, was drinnen vorging und sein Herz pochte laut.

Schnell entschlossen öffnete er die Thüre und trat mit fröhlichem Gruße ein.

Irma stieß bei seinem Anblick einen freudigen Schrei aus und fiel ihm um den Hals. Auch die Mutter begrüßte ihn freundlich und wie von etwas Schwerem erlöst.

Der Vater allein sah ihn mürrisch von der Seite an und brummte etwas Unverständliches und ging erregt im Zimmer auf und ab. In der Hand hielt er ein Briefblatt.

Max erkannte in demselben seinen eigenen, d. h. denjenigen Brief, den gestern sein Freund Hans an Irma geschrieben. Rasch kombinierte er und erklärte sich die Sitation: Der Vater war für die Einhaltung des Rendez-vous mit dem Hofrat gewesen, Irma hatte sich geweigert und die Mutter hatte zu beschwichtigen versucht.

Jubelnd zog Max seine Irma an die Brust. „Herzensmädel!“ rief er, „Du bist und bleibst ein Engel!“ Nichts auf Erden soll uns je trennen!“

Irma trocknete ihre Thränen.

„Ich will Dir alles erzählen,“ flüsterte sie dann.

„Sei ruhig — ich weiß ja alles!“ rief Max triumphierend. „Ihr habt einen Brief bekommen, von einem reichen, angesehenen Mann, einem Hofrat.“

Weiter kam er nicht, denn die verdutzten Gesichter, die er nun erblickte, reizten ihn so, daß er in ein herzliches Gelächter ausbrach. Die anderen, die endlich die Wahrheit durchschauten, lachten nur mit, der Vater freilich mit süßsaurer Miene.

„Nun, laßt euch weiter keine grauen Haare wachsen,“ sprach Max, als das Lachkonzert zu Ende war, „wir heiraten in den nächsten Wochen und dabei bleibt's!“

Fröhlichste Stimmung trat ein.

Nach dem Nachtmahl kam Wein auf den Tisch und als der glückliche Bräutigam spät in der Nacht den Heimweg antrat — etwas wankend — pries er im stillen das Glück, daß seine Mutter unrecht gehabt, daß seine Liebe und sein Vertrauen zu Irma so glänzend belohnt wurden.

Am Morgen darauf erzählte er seiner Mutter den Erfolg seiner Liebesprobe und knüpfte die heftigsten Vorwürfe daran. Und die alte Frau erklärte sich reuig für besiegt.

Kultur des Johannisbeerstrauchs.

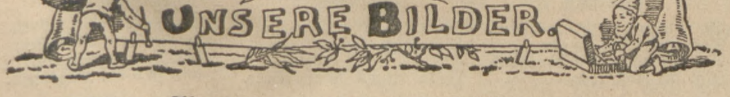
Der Johannisbeerstrauch liebt Lehm- und Mergelboden, gedeiht aber auch sehr gut auf allen Mittelböden, wenn dieselben bei Dürre im Frühjahr und Sommer nur nicht zu leicht austrocknen. Letzteres hat starkes Abwerfen der Blüten und Beeren im Gefolge. Gut ist es, den Boden im Herbst zu rigolen und gleichzeitig die obere Schicht stark mit Stallmist zu düngen. Der Pflanzung im Frühjahr gebe ich den Vorzug, denn die im Herbst gepflanzten Sträucher frieren im Winter leicht auf. Muß im Herbst gepflanzt werden, so sind die Sträucher etwas anzuhäufeln und ist für guten Wasserabzug während des Winters zu sorgen. — Im Frühjahre braucht man sich mit der Pflanzung nicht zu übereilen. Ende März oder im April ist zwar die beste Pflanzzeit, jedoch kann man bei reichlicher Bewässerung auch noch im Mai pflanzen.

Die Anzucht erfolgt aus Senkern oder Steckholz, auch durch Teilung nicht zu alter Büsche. Steckholz: Junge Triebe, auf sechs bis acht Augen eingestutzt und sofort beim Abnehmen in die gewünschten Lagen unten wagerecht geschnitten, werden in schattiger Lage in Sand eingeschlagen und mit Tannenzweigen beschattet, damit sich vor dem Auspflanzen auf und neben der Schnittfläche Callus bildet. Das Auspflanzen geschieht in 10 bis 15 Centimeter Abstand bei 20 Centimeter Reihenentfernung auf sandigem, humusreichem Boden. Die Beete werden mit Lohe bestreut, damit sich das Land locker, feucht und rein hält.

Nach anderthalb Jahren im Herbst oder nach zwei Jahren im Frühling hat man Gebrauchspflanzen. Bewurzelte Senker und geteilte Mutterstöcke werden sofort an Ort und Stelle gepflanzt.

Meine Plantage, für den Selbstverbrauch zur Johannisbeerweinbereitung bestimmt und mit Befriedigung benutzt, hat einen gegenseitigen Strauchabstand von $1^1/_2$ Meter. Die Sträucher stehen im Verband. — Auf Grund meiner Erfahrung empfehle ich, bei Neuanlage den Reihenabstand mit 2 Meter zu nehmen, damit das Pflückgeschäft erleichtert wird; innerhalb der Reihen genügt $1^1/_2$ Meter Abstand. — In den ersten Jahren können Feldbohnen als Zwischenfrüchte gebaut werden, als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Lage durchaus frei, nicht beschattet ist, sonst erntet man wenig und saure Früchte. Auf kräftigem Boden ist dieser anfänglich rein und locker zu halten, später fällt diese Arbeit von selbst weg, da der Boden genügend beschattet wird. Dankbar sind die Gesträuche für Stallmistdüngung im Herbst oder Winter, sowie jederzeit für Bejauchung, namentlich für Düngung mit Seifenlauge, welche die tierischen Schmarotzer vernichtet. Zu dicht stehende Zweige sind später im Winter auszulösen.

(Deutsche landwirtschaftl. Presse.)

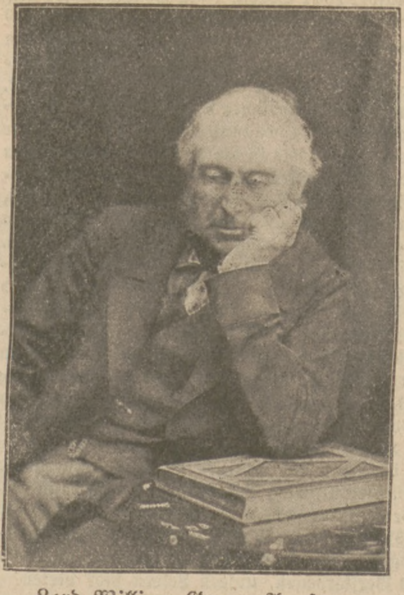


Großherzog Alexander von Weimar †. Am 5. Dezember v. J. ist der Großherzog von Weimar eines sanften Todes verschieden. Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ein Enkel des Großherzogs Karl August, und ein Bruder der Kaiserin Augusta, der langjährigen Lebensgefährtin Kaiser Wilhelms I. wurde als Sohn des Großherzogs Karl Friedrich und seiner Gemahlin, Maria Pawlowna, Großfürstin von Rußland, am 24. Juli 1818 zu Weimar geboren. Er genoß eine vielseitige Schulbildung und widmete sich, nachdem er 1834 und 1835 Italien bereist hatte, von 1835 bis 1837 Studien auf den Hochschulen in Jena und Leipzig. Nachdem er in den folgenden Jahren wiederum Italien, ferner Oesterreich, Großbritannien und die Niederlande besucht hatte, trat er im Jahre 1839 in die K. preußische Armee ein, in der er, zum Rittmeister à la suite der Armee ernannt, dem 1. Kürassierregiment einverleibt wurde; 1840 wurde er Major, 1841 Oberst, 1842 Generalmajor und am 9. Mai 1843 zum Chef des 8. Kürassierregiments ernannt. Im Jahre 1849 machte er den Feldzug gegen Dänemark mit, wurde Generalleutnant und am 12. Juli 1855 zum General der Kavallerie befördert. Den Feldzug gegen Frankreich machte er ebenfalls mit und wohnte u. a. den Schlachten bei Gravelotte, Beaumont an. Im Jahre 1876 wurde er zum Chef des 6. thüringischen Infanterieregiments (Großherzog von Sachsen) Nr. 94 ernannt und am 21. Dezember 1889, dem 50jährigen Jahrestage seines Eintritts in die preußische Armee, zum Generaloberst der Kavallerie mit dem Rang eines Generelfeldmarschalls befördert. Am 8. Juli 1853, nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangt, verfolgte er als echter, konstitutioneller Fürst eine auf zeitgemäße Reformen gerichtete Politik im Innern und eine streng nationale Haltung nach außen. Getreu den Traditionen seines Hauses förderte er künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen und suchte Weimar und Jena als Pflegstätten der Künste und Wissenschaften zu erhalten. Die Wiederherstellung der Wartburg ist seiner Kunstliebe zu verdanken. Die Achtung und Liebe, die er sich erworben, traten namentlich bei der Feier seines 90. Geburtstages, sowie bei der Feier seiner goldenen Hochzeit zu Tage. Er hatte sich am 8. Oktober 1842 mit der Prinzessin Sophie der Niederlande vermählt, die er 1897 durch den Tod verlor, nachdem schon einige Jahre früher der einzige Sohn, der Erbgroßherzog Karl, welcher mit der ältesten Tochter des Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar, Prinzessin Pauline, vermählt war, gestorben ist. Und vor wenigen Monaten erst mußte er einen blühenden Enkel, den 22jährigen Prinzen Bernhard, den eine rasch verlaufene Krankheit hinraffte, ins Grab sinken sehen. — Der nach dem Tod des Prinzen Bernhard noch einzige Sohn aus dieser Ehe ist der nunmehrige Nachfolger des Verstorbenen, Großherzog Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, dessen Bild wir, ebenso wie das Bild des Verstorbenen, unsern Lesern hier bieten.

Der Brand des Hotels Axenstein. In der Nacht zum 29. Dezember v. J. ist das am Vierwaldstätter See oberhalb Brunnen und der Axenstraße gelegene große Hotel Axenstein ein Raub der Flammen geworden. Das Hotel, das 135 Fremdenzimmer hatte, war seit dem Monat November geschlossen; die Besitzer, die Herren E. und A. Eberle, hatten für den Winter in Brunnen und Schwyz Wohnung genommen. Die mit der Ueberwachung betrauten beiden Leute, der Hausknecht und der Gärtner, waren in einem Nebengebäude des Hotels untergebracht. Sie erwachten erst, als das Hotel bereits in hellen Flammen stand. Um 1 Uhr war das Feuer im obersten Teil des Mittelbaus ausgebrochen, und bei dem aus Westen wehenden heftigen Sturm hatte es mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen. Als die Feuerwehr aus Brunnen, Schwyz und Morschach eintraf, war schon das Treppenhaus eingestürzt. Das Hauptgebäude war nicht mehr zu retten, da das kleine Wasserreservoir bald erschöpft war. Nur einige Nebengebäude und der schöne Waldpark blieben von der Feuersbrunst verschont. Der niedergebrannte Bau war mit 470,000 Frcs. versichert, ebenso zum größten Teil das Mobiliar. Der Gesamtschaden wird auf 850,000 Frcs. veranschlagt. Das in der Touristenwelt wohlbekannte Haus, das in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf einer Waldrodung entstanden war, wird sich wieder aus der Asche erheben; für den Sommer 1901 scheidet es allerdings aus der Reihe der alpinen Luftkurorte aus. Es sollen Anzeichen dafür vorhanden sein, daß bei dem Unglück Brandstiftung ihre böswillige Hand im Spiele gehabt hat; freilich ist auch die Vermutung nicht gänzlich abzuweisen, daß das Feuer durch Blitzschlag entstanden ist, da kurz vor der Brandkatastrophe ein Gewitter über den Vierwaldstätter See zog. Weithin in die Ferne warf die lodernde Flamme ihren blutroten Schein; für die Uferbewohner dieses Teils des Sees bot der Brand des stattlichen Baus auf hoher Felsenterrasse ein schauerlich-schönes Schauspiel.

Der Nicaraguakanal. Nach dem für die Union siegreichen Ausgang des Krieges mit Spanien und nach der Gewinnung Kubas für das Einflußgebiet der Vereinigten Staaten von Amerika erklärte Präsident Mac Kinley, daß nunmehr der Bau des mittelamerikanischen Isthmuskanals unaufschiebbar und die Verwaltung dieses interoceanischen Schiffahrtsweges durch Nordamerika mehr denn je geboten sei. Vor kurzem hat der Minister von Nicaragua, Luis Correa, mit dem Staatssekretär Hay zu Washington den Vertrag unterzeichnet, durch den die Republik Nicaragua den Vereinigten Staaten von Amerika die nötigen Rechte und Privilegien für den Bau des geplanten Nicaraguakanals einräumt mit Einschluß der freien Benutzung des Rio San Juan als eines Teiles der Kanalroute. Der Union wird volle Autorität und Polizeigewalt über den Kanalverkehr gewährt. Die zum Studium der centralamerikanischen Isthmuskanalfrage von den Vereinigten Staaten eingesetzte technische Komission hat bereits die Ergebnisse ihrer Untersuchungen am 1. Dezember dem Präsidenten Mac Kinley unterbreitet, der wenige Tage darauf den Bericht dem Kongreß übersandt hat. Die Isthmuskanal-Kommission spricht sich einstimmig für die Nicaraguaroute als für die am leichtesten durchführbare Strecke aus, auf der der Kanal unter der Beherrschung und Verwaltung, sowie im Eigentum der Vereinigten Staaten zu betreiben sei. Die Kosten werden auf 200,540,000 Dollar geschätzt, während die Kosten eines Kanals über die Landenge von Panama je nach der gewählten Strecke auf 156,378,258 oder 142,342,579 Dollar zu veranschlagen wären. Der Bericht hebt die verschiedenen Vorteile der Nicaragualinie hervor und betont dabei besonders, daß die Regierungen von Nicaragua und Costarica durch keine von ihnen erteilten Konzessionen behindert seien, während sich Columbia durch die der Panamagesellschaft gewährte Konzession gebunden habe. Die Kommission schlägt für den Bau des Kanals 35 engl. Fuß Tiefe, 150 Fuß Sohlenbreite, sowie Schleusen von 740 Fuß Länge und 84 Fuß Breite vor. Der Kanal soll innerhalb zehn Jahren vollendet sein. Der 275 Kilometer lange Kanal wird im Osten in dem Hafen von San Juan del Norte (Greytown) nördlich der Mündung des Rio San Juan in das Karaibische Meer beginnen, in westlicher Richtung die Staubecken des Deseado und des San Francisco durchschneiden, bei Ochoa den wasserreichen Rio San Juan erreichen, denselben stromauf bis zum Nicaraguasee verfolgen, dieses große Binnengewässer in nordwestlicher Richtung durchqueren und in den Großen Ocean münden vermittels des Durchstichs von La Virgen im Osten am Nicaraguasee bis Brito am Stillen Ocean im Westen unter Benutzung des

Staubeckens Tola und des Flusses Rio Grande. Von der Länge des Kanals entfallen 104 Kilometer auf den Rio San Juan und 91 Kilometer auf den Nicaraguasee; nur 46 Kilometer sind wirklich auszuschachten. Der 33,5 Meter betragende Niveau-Unterschied zwischen dem Nicaraguasee und dem Atlantischen Ocean wird durch drei Schleusen östlich des Deseadobeckens überwunden. Die hierzu erforderliche Wasserstauung bewirkt in erster Linie ein mächtiger Damm bei Ochoa, der unterhalb der Einmündung des Kanals in den Rio San Juan den Fluß stromabwärts sperrt. Diese Wasserstauung beseitigt zudem die Stromschnellen von Castillo, Balas und Machuco im oberen Lauf des Rio San Juan. Die Dauer der Durchfahrt wird auf insgesamt 28 Stunden berechnet. Wegen der Aufrechterhaltung des Betriebes auch während der Nacht ist elektrische Beleuchtung des Schiffahrtweges vorgesehen.



Lord William George Armstrong.
Photogr. W. & D. Downey, London. (Mit Text.)

Lord William George Armstrong. Im Alter von neunzig Jahren verschied in seiner Vaterstadt Newcastle Lord Armstrong, der englische „Kanonenkönig". Am 26. November 1810 geboren, studierte er die Rechtswissenschaft und war von 1832 bis 1847 in Newcastle als Rechtsanwalt thätig, beschäftigte sich aber gleichzeitig eifrig mit technischen und physikalischen Studien. Im Jahr 1847 schied er aus der Advokatur aus und widmete sich dem Ingenieurwesen. Er erfand den hydraulischen Kran, gründete die Elswick-Werke, an deren Spitze er bis zu seinem Tode gestanden hat, und erfand die nach ihm benannten gezogenen Geschütze. Im Jahre 1859 wurde er zum Leiter der Geschützgießerei in Woolwich berufen, welchen Posten er 1863 niederlegte. Fortan arbeitete er mit Erfolg an der Vervollkommnung des von ihm erfundenen Modells, und seine Geschützgießerei versorgte bis auf den heutigen Tag die englische Marine und die englische Armee mit Kanonen. Im Jahre 1887 wurde er mit dem Titel Baron Armstrong of Crapside zum Peer von England erhoben.

Allerlei.

Der letzte Pump. Haushälterin: „Hier ist ein Telegramm: Ihr Neffe ist tot." — Alter Junggeselle: „Hm, da will er wohl Geld zum Begräbnis."

Guter Vorwand. Wirt (zur Köchin): „Die Kellner haben schon ganz ermüdete Arme, geben Sie keine so großen Portionen!"

Zweierlei Wunsch. Erster Schriftsteller: „Möchte mein neuestes Werk doch begriffen werden!" — Zweiter Schriftsteller: „Möchte das meinige doch vergriffen werden!"

Entstehung des Marzipans. Nach dem kalten Sommer vom Jahre 1407 entstand eine große Hungersnot. In Sachsen kostete ein Bissen Brot von der Größe einer Wallnuß drei Pfennige. Diese kleinen Brötchen nannte man Markusbrötchen und bereitete sie später zum Andenken an die harte Zeit, reich gewürzt, am Markustage. Hievon erhielten sie den Namen Marzipan (Marci panis, Brot des Markus). St.

Ein lustiger Rangstreit. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte den bekannten Dichter Besser als Legationsrat nach London geschickt, um Jakob II. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Besser war ein Mann von kräftiger, schöner Gestalt und besaß eine solche Kunde des Ceremoniells, daß er später die Stelle eines Oberceremonienmeisters in Berlin und nachher in Dresden bekleidete. Nun war ein Streit über den Vortritt zwischen Kurbrandenburg und zwischen Venedig, und Besser wollte den Vortritt vor dem venetianischen Gesandten Vignola am Empfangsabende haben, weil er einen Monarchen vertrete, jener aber blos eine Republik. Vignola aber wollte nicht nachgeben, und so wurde durch die anderen Gesandten dahin eine Einigung erzielt, daß derjenige den Vortritt haben solle, der anderen Tages zuerst im königlichen Palais zu Whitehall wäre. Anderen Tages mit dem frühesten fuhr Vignola vor, doch Besser war schlauer gewesen und war im königlichen Palaste über Nacht geblieben. Zornig erklärte der Italiener, daß er sich der Vereinbarung nicht füge und auf seinem Rechte bestehe; Besser aber warnte ihn vor Schimpf und Schande, wenn er die Verabredung nicht halte. Die Stunde des Empfanges schlug, die Flügelthüren des Audienzzimmers flogen auf, und dicht nebeneinander treten die beiden Nebenbuhler an den König heran. Schon von weitem begann Vignola seine Anrede an den König, während Besser grimmig dem Italiener zuflüsterte, er solle den Mund halten. Es war vergebens, Venedig schien über Kurbrandenburg gesiegt zu haben. Da trat Besser — alles stets in ehrerbietiger Haltung — einen Schritt zurück, faßte den heißblütigen Venetianer hinten bei den Beinkleidern und beförderte ihn mit einem kraftvollen Ruck einige Schritte zurück; dann trat er ruhig weiter an den König heran, hielt in wohlgesetzten Worten seine Anrede und war fast fertig, bevor Vignola von seinem Schrecken sich gesammelt hatte. Jedermann, sogar der sonst so ernste König Jakob II., lachte über den armen Vignola und über Bessers kraftvolle Entschlossenheit, der dem Gegner in des Wortes eigentlichster Bedeutung den Rang abgelaufen hatte. Seitdem aber hatte Kurbrandenburg den Vortritt vor der Republik Venedig. St.

Gemeinnütziges

Zur Pflege der Ohren bei Kindern. Eine sorgsame Ohrenpflege bei Kindern ist für Eltern und Erzieher ein überaus wichtiger Gegenstand, da sich erfahrungsgemäß, infolge von Außerachtlassung einer solchen, zahlreiche tiefgreifende Ohrenerkrankungen entwickeln können. Die Pflege des Ohres hat schon in den ersten Lebenstagen zu beginnen, da das Gehörorgan des Neugeborenen infolge seiner eigentümlichen, anatomischen Verhältnisse durch äußere Einflüsse sehr leicht erkrankt. Bei der üblichen Methode des Badens der Säuglinge kann durch das öftere Eindringen von Wasser in den äußeren Gehörgang eine Entzündung hervorgerufen werden; desgleichen kann während des Badens durch das Einschlürfen von Wasser in die Nasenöffnungen Flüssigkeit durch die bei kleinen Kindern noch kurze und weite Ohrtrompete eindringen und eine mit Zerstörung des Trommelfells verbundene eiterige Entzündung des Mittelohres verursachen. Daraus ergiebt sich, daß beim Baden der Säuglinge der Kopf derselben derart in erhöhter Lage zu halten ist, daß das Wasser weder in das Ohr, noch in die Nasenhöhle eindringen kann. Da angeborene oder nach der Geburt entstandene Schwerhörigkeit oder Taubheit im ersten Lebensjahre häufig übersehen wird, so empfiehlt es sich, in einiger Entfernung hinter dem Rücken des Kindes zu pfeifen und zu singen; ein Kind mit normal entwickeltem Hörvermögen wird den Kopf nach der Stelle, von welcher das Geräusch kommt, hinzuwenden trachten. Wird nach öfterer Wiederholung dieses so einfachen Versuches das Fehlen jeder Bewegung des Kopfes konstatiert, so müssen sorgsame Eltern sofort einen Arzt konsultieren, weil die Gehörstörungen bei einer möglichst frühen ärztlichen Behandlung nicht selten recht gute Heilresultate geben; bei Nichtbeachtung der Gehörstörungen können sich aber bleibende Veränderungen entwickeln, welche später eine Heilung der Schwerhörigkeit ausschließen. Die Eltern müssen ferner beherzigen, daß in normalem Zustande die Atmung bei Kindern stets durch die Nase geschieht, daß daher anhaltendes Atmen durch den geöffneten Mund auf eine krankhafte Verhinderung der Nasenatmung hinweist. Es empfiehlt sich bei längerer Dauer der verhinderten Nasenatmung durch genaue ärztliche Untersuchung, das Hindernis feststellen und beseitigen zu lassen; letzteres wird meist in chronischen Nasenkatarrhen bestehen und ihre Heilung ist insofern von großer Bedeutung, als die mit jener Affektion behafteten Kinder nach den Ergebnissen neuerer Forschung denkfaul sind und eine große Unlust zum Lernen an den Tag legen und alle Symptome nach Heilung des Katarrhs schwinden.

(Med. Monatshefte für Homöopathie ꝛc.)

Vexierbild.



Wo ist der Kellner?

Quadraträtsel.

A	A	A
C	D	D
I	I	S

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Einen spanischen Nationalhelden. 2) Einen weiblichen Vornamen. 3) Ein Geschlechtswort.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Logogriph.

Ich trag' der Lasten viele,
Mit **a** im Wellenspiele.
Mit **i** steh' ich im Haine,
Hab's oft mit **o** am Beine.

Anagramm.

Im warmen Süden dort,
Liegt ein bekannter Ort;
Zwei Zeichen füge ein,
Dann ist's ein Mägdelein.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: „Nichts." — Des Logogriphs. Kurs, Kursk.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.